

Nr. 143 Bromberg, den 25. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wohl eine gute Viertelstunde hatte Barbara so verbracht, — in Gedanken versunken und regungslos zur Decke starrend.

Da hörte sie draußen auf dem Gang ein hastiges Rennen. Dann flog die Tür auf und Heinz von Hellstedt stürzte keuchend ins Zimmer.

„Gold! Gold! — Gerettet! — Gold! Wirkliches Gold!!" rief er und schwang einen leuchtenden Gegenstand über seinem Kopfe. „Ach, Ihr glaubt es nicht, Barbara? — Hier, hier seht selbst!" Er schleuderte ein goldig funkelndes Metallstück auf die seidene Daunendecke von Barbaras Lager.

Es dauerte geraume Zeit, bis er sich einigermaßen gefaßt hatte. Schließlich warf er sich wieder vor Barbaras Lager auf die Knie und sah strahlend zu, wie sie den Goldklumpen staunend zwischen ihren Fingern hin und her drehte.

„Es scheint wahrhaftig Gold zu sein", sagte sie endlich. „Und niemand, mein Freund, kann Euch diesen Erfolg mehr gönnen als ich, wenn anders . . ." Sie unterbrach sich, sah ihrem Freund in das erregte Gesicht und vollendete dann warnend: „Wenn anders es Euch nicht zum Bösen ausschlägt!"

Da sprang Heinz von Hellstedt übermütig lachend auf. „Zum Bösen?! Soll das gar ein Unglück sein, der reichste Mann von ganz Deutschland, — vielleicht von der ganzen Welt zu werden! — Und nun hört, Barbara, was ich Euch vorhin sagen wollte: „Ich, Reichsfreiherr Heinz von Hellstedt, der reichste Mann der Welt, bittet Euch, die reichste Frau der Welt zu werden, — meine Gemahlin!"

Er warf sich in die Brust und stand, tief aufatmend, als habe er jetzt die größte Tat seines Lebens vollbracht, vor Barbara. — Doch als die erwartete jubelnde Zustimmung ausblieb, wandelte sich der triumphierende Ausdruck seines Gesichtes langsam zu einer unsäglich törichten und verblüfften Miene.

Barbara legte ihre Hand freundlich auf die seine, sah ihm mit einem ganz leisen, spöttischen Lächeln in die Augen und sagte endlich: „Ich danke Euch, mein Freund, für die hohe Ehre, die Ihr, der Reichsfreiherr Heinz von Hellstedt, einer armen Landstreicherin und Gauklerin mit solchem Anerbieten erweist. Jedoch . . . ich sagte Euch doch schon vorhin — und deutlich genug, denke ich —, daß ich Euch solche Empfindungen, die man mit dem Wort „Liebe" gemeinhin benennt, nicht entgegenbringen kann. Wie also dürfte ich dann Eure Gemahlin werden?"

Die Verblüffung auf des Reichsfreiherrn Gesicht wurde noch größer. Er stand mit weit offenem Munde da und seine hellblauen Augen schienen ihm aus dem Kopfe fallen zu wollen. Dann klappte er den Mund hörbar zu, bekam ein feuerrotes Gesicht und fragte näselnd:

„Der Anblick des Goldes scheint Euch den Verstand verwirrt zu haben, meine Freundin. — Schlaft gut! Und morgen, wenn Ihr wieder klar bei Sinnen seid, sprechen wir über den Termin der Hochzeit — und über das Festarrangement. Es soll die fabelhafteste Hochzeit werden, die Deutschland je erlebt hat!"

Und ehe Barbara noch etwas erwidern konnte, verließ er mit künstlich festen Schritten und erhobenen Hauptes das Gemach.

Mitten in der Nacht erwachte Barbara von einem harten Geräusch. Ihre Tür, die sie von innen verriegelt hatte, war unbegreiflicherweise von außen geöffnet worden, und ein Mensch betrat ihr Zimmer.

Mit einem Ruck richtete sich Barbara empor und sah auf die Gestalt des Eindringlings, der nur wenige Schritte von ihrem Bett entfernt regungslos stehen blieb und sie unverwandt und schweigend anblickte. Eine Kerze, die er in der Hand trug, beleuchtete flackernd sein kränklich-blasses Gesicht.

Da stieß Barbara einen gellenden Schrei aus. Ihre Augen weiteten sich in namenlosem Entsetzen, und ihre Hände preßten sich gegen das Herz, dessen Schlag ausgesetzt hatte.

Sekundenlang rührte sich keiner der beiden Menschen. Dann endlich erklang eine heisere Stimme:

„Ja, ja — ich bin's wirklich — Leonidas Markondonatos in höchsteigener Person — und kein Gespenst, wie du zu glauben scheinst."

Da kam wieder Leben in Barbara. Mit einem Sprung stand sie von ihrem Lager auf den Füßen.

„Fort, du Tier!" Sie streckte abwehrend beide Arme gegen ihn aus. „Hast du mich nicht genug zerbrochen? Weshalb verfolgst du mich noch weiter?!"

„Beruhige dich doch, Barbara, und schrei' nicht so laut!" klang die heisere Stimme, jetzt in befehlendem Tone. Und hastig flüsternd, sich fast überstürzend, fuhr Doktor Markondonatos fort:

„Ich habe dich nicht verfolgt. Ich ahnte nicht, daß du auf Schloß Hellstedt weilst, als man mich aus Brüssel hierher holte. Bis heute abend wußte ich nichts von deiner Anwesenheit hier. Erst als ich vorhin den Freiherrn zu holen kam, und er die Tür so weit öffnete, entdeckte ich dich. Die Überraschung und das Glück haben mich ja fast zu Boden geschmettert, als ich dich so plötzlich vor mir sah. Fast hätte ich mich verraten. — Doch nun höre mich an: Ich liebe dich noch! — Habe dich immer geliebt! Komm schnell und fliehe mit mir! Wir nehmen alles mit an Wertgegenständen, was wir schleppen können! Denn das mit dem Goldmachen war Unsinn. Es ist im ganzen Leben kein Gold. — So, nun komm! — Schnell, schnell — Du weißt, daß ich große Macht habe und dich zwingen kann, wenn du dich weigerst."

Wie gelähmt hatte Barbara gestanden, während Markondonatos auf sie einsprach. Doch jetzt riß sie sich zusammen, trat einen Schritt auf ihn zu und schrie noch einmal, während sich ihr Gesicht vor Ekel verzerrte:

„Fort du Tier, — aus meinen Augen!!“

Da stürzte sich Markondonatos auf sie, umschlang sie mit dem rechten Arm und preßte ihr die linke Hand auf den Mund. Mit der Kraft der Verzweiflung riß sich Barbara los und schlug ihn mit solcher Gewalt mitten ins Gesicht, daß er taumelte.

Er wollte sich ein zweites Mal auf sein Opfer werfen, doch ein schrecklicher Hustenanfall, den Barbaras Schlag verursacht, hinderte ihn daran. Keuchend ließ er sich auf einen Stuhl sinken und rang vergebens nach Atem zu weiteren Worten. Er schien dem Ersticken nahe zu sein.

Barbara aber sagte mit harter Stimme: „Ich gebe Euch so lange Zeit zur Flucht, als ich brauche, um bis hundert zu zählen. Wenn Ihr dann noch hier seid, lasse ich Euch von den Dienern des Hauses greifen.“ Dann ging sie zur Tür.

Mit verzweifelter Anstrengung sprang Markondonatos empor, holte sie ein, riß sie an der Schulter zurück und drückte sie gegen die Wand.

Und noch immer nach Atem ringend, keuchte er ihr ins Gesicht: „Halt! — Auch ich . . . zähle . . . bis hundert, mein Kind. Und . . . wenn du dich . . . bis dahin nicht . . . anders besonnen, dann zahlst du's . . . mit dem Leben!“

Endlich hatte sich Barbara, die während dieser Worte mit ihm gerungen, ein zweites Mal befreit, und noch ein zweiter, noch wilderer Schlag, jetzt mit der Faust geführt, traf sein Gesicht.

Diesmal stürzte Markondonatos zu Boden, denn der heftige Erstickungsanfall hatte seine Kräfte gebrochen.

Er lag mit dem Oberkörper vor der Türschwelle.

Barbara sah mit einem verächtlichen Blick auf ihn herab und sagte kalt: „Mir ist mein Leben nicht so wertvoll, wie Euch Euer hündisches Dasein. — Nun tut, was Ihr wollt!“

Mit einem Fußtritt räumte sie den Röchelnden von der Schwelle und verließ das Gemach.

Gertrude Reichsfreiin von Lotterhos.

Nur einen Monat lang hatte der Brautstand von Gertrude Lossius gewährt. Dann hatte sie nach prunkvollem Hochzeitsfest als Reichsfreiin von Lotterhos ihren Einzug in das schöne Haus am Weningenmarkt gehalten, — auf einem Teppich von Blumen das mit frischem Grün geschmückte Portal durchschreitend, über dem nun in bunten Farben das Wappen derer von Lotterhos prangte.

Dieses Wappen hatte, bevor es dort angebracht wurde, noch einigen Verdruß und Kopfzerbrechen verursacht: Der Wiener Hofbeamte dessen Leitung das Heroldsamt unterstand, hatte sich einen boshaften Scherz erlaubt. Den Mittelpunkt des Wappenschildes, das Herrn Lotterhos zugleich mit dem Adelsbrief zugestellt worden war, bildete eine im Winde flatternde Hose.

Doch der findige Kaufmann hatte auch aus dieser peinlichen Lage einen Ausweg entdeckt: Er ließ von einem geschickten Zeichner das Wappen abändern, — nur ein ganz klein wenig, so daß die Grundform gewahrt blieb, — aber doch genug, um das kompromittierende Wappenschild nicht mehr deutlich als Hose erkennen zu lassen. Man konnte es jetzt ebenso gut für das Bild eines phantastischen Vogels halten, bei dem die beiden flatternden Hosenbeine die weit ausgebreiteten, stolzen Schwingen darstellten. —

So hatte nun dieser Schieber alle seine Lebensziele erreicht. Er war der wohlhabendste Einwohner von Erfurt, durfte sich Reichsfreiherr nennen und hatte die, welche er von je so heiß begehrt, als seine angetraute Gattin in seinem Hause.

Und sein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht zwei Tatsachen gelegentlich einen Schatten darauf geworfen hätten. Die erste war, daß es in Erfurt eine ganze Anzahl frecher Bengel gab, die ihm auf der Straße zwei peinliche Spottnamen nachriefen, mit denen man damals die frisch geadelten Kaufleute bezeichnete: „Pfeffersack“ und „Heringsnase“.

Die andere Bitternis aber bestand darin, daß es seine liebe Ehefrau, wenn sie einmal schlechter Laune war, an der Hochachtung fehlen ließ, die einem Reichsfreiherrn von Lotterhos doch schließlich gebührte. Und Gertrudes Laune war dann besonders schlecht, wenn auch sie einmal auf d. Straße die beiden schlimmen Worte hatte hören müssen: „Frau Pfeffersack“ und „Frau Heringsnase“.

An solchen Tagen pflegte der neue Reichsfreiherr seine ins Wanken geratene Würde dadurch wieder zu retten, daß er für seine eigene Person nicht das einfache „ich“, sondern den pluralis majestatis „wir“ gebrauchte. Im allgemeinen aber herrschte zwischen dem Ehepaar ein leidliches Einvernehmen. Als Gertrude nach zehnmonatiger Ehe ihrem Gatten einen gesunden Stammhalter schenkte, war Heinrich Lotterhoses Glück grenzenlos.

— — — — — — — — — — — — —

An dem gleichen Tage, an dem die Welt um einen zweiten Reichsfreiherrn von Lotterhos bereichert wurde, empfing Graf Lewenborg zu seiner Überraschung durch einen Kurier ein Handschreiben seiner Königin, der jungen Christine von Schweden.

Ihre Majestät schrieb ihm in huldvollen Worten: Sie habe dem nun schon zwei Jahre zurückliegenden Gesuch des Obristen um vorläufige Dienstentlassung damals nur ungern willfahrt. Jetzt aber sei, wie er wohl gehört habe, die innere Lage Schwedens derart, daß sie, die Königin, den Wunsch hege, so erprobte und der Krone treu ergebene Männer, wie Graf Lewenborg einer sei, in erreichbarer Nähe zu wissen. Er möge ihr doch durch den Kurier sofort Bescheid geben, ob sie darauf rechnen könne, daß der Graf bald in sein Vaterland zurückkehren würde.

Nach diesem Brief gab es für Graf Lewenborg kein Zaudern mehr. Seine Königin rief, und als Offizier und Edelmann hatte er ihrem Rufe zu folgen. Sofort schrieb er seine Zusage, und als der Kurier nach ganz kurzem Aufenthalt mit diesem Schreiben das Haus wieder verlassen hatte, empfand der Obrist die neue Wendung seines Schicksals wie eine Erlösung.

Seit zwei Jahren saß er hier tatenlos in einer schwermütigen Zurückgezogenheit, die sich für ihn, der noch in der Blüte seiner körperlichen Kraft stand, nicht schickte, — aus der er sich aber bisher nicht hatte emporraffen können.

Was wollte er denn eigentlich noch in Deutschland, seit jener Nacht im Park von Schloß Hellstedt, die nun auch schon elf Monate zurücklag? Jenes hilflose Kind aus dem schwedischen Heerlager war heute die gefeierte Freundin und Geliebte eines prasserischen Edelmannes, lebte in Saus und Braus und brauchte keineswegs seine schirmende Hand. — Gewiß, es konnte wohl geschehen, daß Herr Heinz von Hellstedt ihrer einmal überdrüssig wurde und sie dann von neuem in Not und Elend hinausstieß. Er hatte auch schon oft darüber nachgedacht, ob es nicht richtiger gewesen wäre, anstatt Schloß Hellstedt so kopflos zu verlassen, die Bekanntschaft mit Barbara zu erneuern, — ihr zu sagen, wo er stets erreichbar sei und daß sie immer, wie auch das Leben mit ihr umspringe, auf seine Hilfe rechnen könne. Weshalb hatte er das damals nicht getan? Liebte er denn dieses junge Geschöpf? — oder war es nur die Enttäuschung gewesen, daß ihm das Schicksal versagte, seine Schuld auf die Art wieder gutzumachen, die sich nun einmal in seinem Kopf und seinem Herzen festgesetzt hatte? Weshalb hatte ihn damals ein so maßloser und beschämender Schmerz ergriffen, als er Barbara in diesem üppigen Festzuge als Göttin Diana sah? War es denn für eine frühere Vagantin, die durch Gauklerkünste ihr Brot verdiente, die in einem zuchtlosen Heerhaufen aufgewachsen, so eine Schande, jetzt die Geliebte eines reichen Edelmannes zu sein? —

Und doch fühlte Graf Lewenborg gerade in diesem Augenblick, als er sich das alles sagte, von neuem und zu seiner eigenen Verwunderung die gleiche zornige Scham in sich aufsteigen, die er damals empfunden. Und wieder tauchte vorübergehend der Gedanke in ihm auf, ob er noch einmal nach Schloß Hellstedt reisen solle, ehe er Deutschland für immer verließ, um nachzuholen, was er damals versäumt. Aber sogleich sagte er sich, daß er bei einem solchen Besuch nur eine lächerliche, — ja eine ganz unmögliche Rolle spielen würde.

Er schüttelte energisch den Kopf und ging dann zu Meister Lossius hinüber, um ihm zu sagen, daß er in den nächsten Tagen Erfurt verlassen müsse, um in sein Vaterland zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wilderer-Sepp.

Eine Geschichte aus den bayerischen Bergen, erzählt von Karl Perkfold-Traunstein.

Der Sepp hockte auf einem schmalen Felsband. Irgendwo sang ein Vogel sein Morgenlied. Das Geschrei der Bergdohlen klang mißtönig hinein. Aber sonst war es still, ein Bergmorgen voll Friede und Andacht. Im Osten drüben zogen rosarote Streifen am Himmel entlang. Blauviolett lag das Schneefeld des Hochkönigs, und im Süden spielte erstes Morgenlicht um weltferne Gletscher. Nebelschleier wallten tief unter der Wand. Wenn die Schleier auseinanderrissen, dann blickte das Smaragdgrün des Königssees herauf, und gleich weiß schimmernden Perlen spiegelte sich das Kuppelwerk von St. Bartholomä in dem klaren Bergsee.

Der Sepp hatte für all das kein Auge. Er wartete auf die Gemsen, die um diese Morgenstunde hier auf dem schmalen Felsband ziehen mußten. Die erste Gemse, die um die Kante auftauchte, wäre ein Opfer seiner Büchse geworden. Der Sepp hatte schon vor dem Kriege gut schießen können. Nun war das Ringen vor einigen Monaten zu Ende gegangen. Wie hatte er sich nach diesem Augenblick gesehnt! Wie oft packte ihn im Schützengraben wildes Heimweh nach seinen Bergen! Es gab Tage, an denen ihn die Leidenschaft des Wilderns im Watzmann-Revier mit aller Wucht erfaßt hatte, so daß er am liebsten desertiert wäre.

Die Nebel, die auf dem See lagen, stiegen hoch und tanzten um seine Nase. Vor seinen Augen wurde es grau. Seltsame Formen schwammen im Nebel. Manchmal riß der Sepp weit die Augen auf; denn er sah Gestalten, die er sonst nie gesehen. Die Nerven hatten im Kriege etwas gelitten. Einzelne Bilder aus Rußlands Kampffeld gaukelten ihm durch den Sinn. Da war sein Kamerad, der Molderer Hans, ein Kleingütler und Holzknecht aus dem Ramsauer Tale. Der hatte ihm einmal das Leben gerettet. Wie war das? Stimmt! Er, der Sepp, mußte auf Patrouille, und der Weg führte über sumpfiges Gelände. Diese verfluchten russischen Sümpfe, flach und öde, so weit das Auge sah! Genau so nebelig war es wie jetzt. Als er sich mühsam und vorsichtig vorwärtskämpfte, sah er plötzlich Reiter aus dem Grau auftauchen — Kosaken. Geradeswegs auf ihn zu ritten sie. Es blieb nichts anderes übrig, als von dem zwar sumpfigen, aber einigermaßen noch sicheren Weg abzuweichen und hinter Moorgesträuch zu kriechen. Sepp war einige Schritte auf dem schlammigen Boden vorwärts getappt, als er merkte, daß die Erde nachgab. Mit einem Fuß versank er bis zum Knie. Er konnte von dem Morast nicht mehr los. Alle Anstrengungen waren nutzlos. Die Erde fraß ihn. Sepp schrie. Bis zur Brust ging die schmutzige Masse. Wasser gurgelte um ihn, die Erde pfiff und ächzte. Sepp achtete gar nicht, daß die Reiter davongaloppierten und daß von rückwärts zwei Gestalten aus dem Nebel kamen. Heiserer wurde seine Stimme, die Brust preßte sich zusammen, die Arme wurden müde, und er ließ sie auf die Erde sinken. Unter seinen Füßen war noch kein Halt. Hilfe! Hilfe! — Endlich kamen die beiden Gestalten näher. Er sah den Umriß eines Stahlhelms. Vornübergebückt lauerte der Unbekannte in den Nebel hinein. Groß und hager war die Gestalt. Das konnte nur der Molderer Hans sein, der Kleingütler, Holzknecht und Bergführer aus dem Ramsauer Tale. „Hans, Hans!" Diesen Namen konnte Sepp noch rufen. Dann fühlte er ein Ziehen an seinen Armen. Er war gerettet. „Hans, das vergesse ich dir nicht. Das war mehr als kameradschaftlich."

Jahre waren seitdem vergangen. Der Hans litt schwer unter der Not, in die während des Krieges seine Familie geraten war. Einmal, im Dorfgasthaus, hatte Sepp erfahren, daß der Molderer Hans eine Anstellung als staatlicher Förster erhalten hatte. In welchem Revier, wußte der Sepp nicht. Du lieber Himmel, durch den Krieg hatte sich vieles verändert, und mancher von den Jägern, die vor dem Kriege hier ihr Revier hatten, lag draußen in feindlicher Erde. Und was wußten die Neuen von ihm, dem Wilderer-Sepp! Dies war ja erst sein erster Jagdtag seit dem Rückmarsch.

In seinem Dahinsinnieren bemerkte der Sepp nicht, daß aus der Wand Steine brachen. Das Geräusch kam von dorther, wo der Weg breiter wurde und zur Kante hinlief. Das Felsband, auf dem er saß, war höher als der Steig, und er hätte deshalb weit hinab den Weg übersehen können. Aber dieser verdammte Nebel ließ keine Sicht zu. Sepp horchte. Die Muskeln waren gestrafft. Das Ohr wurde scharf. Die Nerven waren gespannt. „Ein Jäger, wenn kommt", murmelte er zu sich selber, „dann gibt es nur eines: entweder du oder ich. Eine Flucht auf diesem Band zum Steig hinunter ist unmöglich. Wer gleitet, muß seine Knochen da unten sammeln . . ."

Wieder kollerten Steine hinunter. „Vielleicht doch Gemsen?" Gewehr schußbereit! Sepps Augen starrten in das Grau hinein. Da — dort — eine hohe, hagere Gestalt, etwas nach vorn gebeugt. „Das ist ja der Molderer Hans . . ."

Schnell arbeiteten Sepps Gedanken. „Wenn ich flüchte und er mir nachschreit, muß ich halten, sonst schießt er — das ist sein Recht. Und wenn er sieht, daß ich es bin, dann wird er mich nicht verhaften. Kriegskameradschaft verpflichtet. Er müßte seiner Pflicht zuwider handeln. In diese Verlegenheit darf ich ihn nicht bringen . . ."

Sepp schleuderte sein Gewehr in die Steilwand hinaus. Mit den Händen krallte er sich dann hoch, in winzige Kerben eingeklemmt. Sepp versuchte doch noch, durch die Flucht der Sache ein Ende zu machen: die Wand hinauf und droben in den Hochwald hinein.

Seine Augen suchten voller Angst die Höhe ab. Hundert Meter glatte Wand. Platten an Platten. Die Hände griffen seitwärts, der Körper wurde mechanisch hinübergezogen, ein kurzes Ausbalanzieren, und dann konnte er in eine steile Rinne hineinsteigen. Plötzlich schälten sich zwei Blöcke los. Kleines Steinwerk riß mit. Dröhnen und Krachen brachen nach . . . Nun wurde der Molderer Hans aufmerksam. Er schrie. Das Echo brachte das gerufene „Halt!" fünf- und sechsmal zurück.

Der Kletterer wandte sich in die Richtung des Rufes. „Es ist zwecklos", keuchte Sepp. „Entweder ich gebe mich zu erkennen, oder er knallt mich aus der Wand heraus. Er sieht mich ja noch nicht. Er weiß nicht, daß ich waffenlos bin. Wenn er schießt, wenn er trifft — nicht um mich ist es. Aber ihn werden sie anfeinden, ihn, der eine Familie hat . . ." Die Gedanken machten Sepp immer verwirrter. Noch klammerte er sich mit letzter Kraft an die Wand hin — aber dann sanken die Hände aus den Rinnen, die Füße zitterten, ein Zucken ging durch Sepps Körper. Lautlos schnellte eine Gestalt durch den Nebel in die graue Tiefe . . .

Hinnerk Ohlesens Sieg.

Skizze von Kurt Raschke-Wohlau.

Die Häuser hinter dem Deich duckten sich unter dem Sturm und erzitterten, wenn der Gischt über die Deichkrone spritzte und begehrlich nach den Dächern griff; Hinnerk Ohlesen da in Peter Murjahns Kneipe richtete sich unter ihm auf. Sein mächtiges „Hoh!" dröhnte gegen das Gebälk, schmetternd pflanzte er den Bierbecher auf den Eichentisch: „Bring' Bier, Peter! Müssen da auf See heut' Menschen ersaufen, will ich mir die Gedanken ersaufen. Schenk' ein, die ganze Runde!" Er hieb die Faust zum Nachdruck auf den Tisch.

Keiner mochte es mit ihm verderben; erst recht Peter Murjahn nicht, der Wirt. Hinnerk Ohlesen war nicht nur der Reichste dort auf der Friesenwarft, sondern auch der Stärkste und Gewalttätigste.

Einige von den Männern um die anderen Tische wagten ein Murren. Sollte nicht Friesenart sein, knurrten sie, zu saufen und den Herrgott zu verhöhnen, wenn die Nordsee Lust hatte auf Menschenwerk und die nassen Zähne in den Deich biß. Und, der Herr sei seiner Seele gnädig, Klaus Tenbrinken war noch nicht zurück vom Fang mit dem elendesten Kutter, den es zwischen Wangeroog und Cuxhaven-Feuerschiff nur zu sehen gab.

Aber das ist eine Teufelsgeschichte, die von Klaus Tenbrinkens Elend. War der bravste Fischer auf der ganzen

Warft, aber auch der ärmste. Gott hatte ihm die schweren Prüfungen zuhauf in den Schoß geschüttet; wären das lauter Heringsbütten gewesen — je, Klaus Tenbrinkens Enkelkinder noch hätten von dem Erlös die Hände in den Schoß legen dürfen.

Aber so war das anders. Zuerst hatte die See den Ältesten geholt, dann beim Granatfischen eine Springflut die Frau; die beiden andern Jungs lagen mitsamt ihrem Kutter hinter dem Roten Bock. Übrig blieben dem greisen, gekrümmten Klaus das Staatsbild von seinem Mädel, die Marthe, und ein dicker Berg Schulden bei dem reichen Hinnerk Ohlesen.

Die Schulden und die Marthe, das ist der tolle Haken an der Geschichte, warum Hinnerk Ohlesen auch seine Gedanken ersaufen muß, wenn Marthes Vater in Gefahr schwebt, seinen ganz großen Trunk Salzwasser zu tun.

Mag wirklich sein, er, der Große, Mächtige, Gefühlsstarke, liebte die kräftige Anmut dieser Marthe Tenbrinken aus starkem Mannesherzen. Aber dann wirbt man doch; zeigt sein Liebhaben! Und gebärdet sich nicht nach Klaus Störtebecker-Manier, will sich die Liebe einer Frau rauben, dazu noch als Preis den Schuldenberg zurücklassen, den Tenbrinken aus Hinnerk Ohlesens Geldlade hatte. Denn genau so glaubte Hinnerk Ohlesen sich vor vier Wochen Marthe ins Ehebett holen zu können.

Es war aber ein Wunder geschehen. Hinnerk Ohlesen hatte zum ersten Male in seinem Leben eine Ohrfeige von Weiberhand bekommen; und der greise, gekrümmte Tenbrinken hatte den großen, mächtigen, starken Gläubiger eigenhändig vor die Schwelle seiner Hütte gesetzt.

Seitdem mußte der Bierwagen, statt einmal, zweimal in der Woche auf die Warft kommen und Peter Murjahns Vorrat auffüllen.

„Soll ich dir erst Beine machen, altes Gehäuse?“ rief Hinnerk Ohlesen den besorgten Wirt an, schleuderte mit mächtigem Schwung den Becher gegen die Thekenwand und gröhlte befriedigt ein keckes, neulich aus Hamburg mitgebrachtes Lied.

„Der Wind steht dwars auf den Roten Bock“, spähte einer aus dem Fenster in die Nacht. Er sagte es in banger Warnung, denn sie alle wußten, was es für einen einfahrenden Kutter bedeutete, wenn die Strömung gegen den Fels trieb.

„Sauf, bis du duhn bist, Tonde Moeckesen, dann können deinswegen alle Winde aus Himmel und Hölle dwars auf den Roten Bock stehen!“ lachte Hinnerk Ohlesen und grapste durstig nach dem gefüllten Bierkrug. „Prost, der Rote Bock soll leben!“ Als keiner den Becher griff, kollerte der Zorn in die Wangen des Mannes. Wüst fluchend goß er das Getränk auf die Diele und wankte zur Tür. Er schien völlig betrunken.

Ehe er den Ausgang erreicht hatte, wurde die Klinke herabgerissen. Ein Mädchen stürzte in den Schankraum, höchste Erregung, wilde Angst in den Zügen. Flehend streckte Marthe die Hände vor. Sie stammelte: „Vor dem Roten Bock . . . unser Kutter . . . kieloben treibt er . . . mein Vater . . . ich kann's von unserer Hütte sehen, mein Vater auf dem Kiel . . . helft!“

Bewegung kam in die Runde. Auf sprangen die Männer, drängten sich um Klaus Tenbrinkens Tochter. Hinnerk Ohlesen ließ keinen Blick von Marthes Gesicht. Tief in seinem Innern erkannte er einen süßen heimlichen Rausch, der nicht von der Trunkenheit war: er liebte dieses Mädchen, liebte es mehr als alles auf der Welt.

Ein Schämen stand in ihm auf, scheu schlich er sich aus der Stube, rieb die Lippen mit dem Rockärmel, von ihnen den Bierdunst zu löschen, spie auf die Straße. Schlich den Männern nach, die zum Lotsenschuppen eilten, den Kutter für die Rettungsfahrt klar zu machen. Gleichzeitig mit ihnen kam er am Strand an.

Die See war ein aufgewühlter Dampfkessel. Die riesigen Wogen warfen sich in erschütternder Wucht gegen den Strand, kochten auf gegen den Widerstand des Kaies, glitten in tief heulender Wut zurück, stemmten sich noch einmal in erneutem Ansturm gegen das Mauerwerk, leckten gegen die Menschen auf seinem Rand an, sie in den nassen, unersättlichen Schlund zu reißen. Mit ihnen das schwere Bootsungetüm, das ihm ein sicheres Opfer dort am Roten Bock entziehen wollte.

Bleich waren die Männer, der fürchterliche Ernst der Stunde prägte ihre Gesichter zu steinernen Bildwerken Zögern kam in ihre Bewegungen. Das Mädchen schrie: „Helft, helft meinem Vater!“ Sie schmeichelte ihr Gesicht an die vom Gischt triefenden Ärmel der Ölmäntel. „Helft! Helft! Rettet ihn!“

Sie alle wußten: Hier gab es kein Helfen mehr. Gott hatte Klaus Tenbrinken die letzte Prüfung seines Lebens geschickt und seiner Tochter eine neue. Starr und verschlossen wurden ihre Gesichter. Der Versuch könnte nicht mehr Klaus Tenbrinkens Leben retten; nur ihnen allen den Tod geben.

Einer von ihnen schrie auf, zeigte an den Kaikopf. Sie sahen es nun alle. Hinnerk Ohlesen stand dort, wie ein Schemen in dem Dampf des überbrechenden Gischtes, warf Jacke und Schuhe ab . . . war, ehe sie begriffen, von einer rückeilenden Woge von seinem Stand gerissen.

Da, was war das! Sein Kopf tanzte über den Wogenkämmen, seine gewaltigen Muskeln rangen mit den Wassern . . . hin und zurück schleuderte das Naß ihn. Dann . . . seine mächtigen Schwimmstöße hieben durch die Flut, zogen den Körper aus den Saugstrudeln des Strandes, schoben ihn vor, Meter für Meter, vor und zurück, aber stetig auf den Roten Bock zu.

Wohl eine Stunde währte dieses Kämpfen um das Leben mit den tausend Toden der See. Dann saß Hinnerk Ohlesen rittlings auf dem Kiel des Kutters und hatte Tenbrinken in seinen Arm gezogen, hielt den Greis geborgen in seiner starken Männlichkeit. Bis zum Morgen saß er so, bis die See, um ihr Opfer betrogen, grollend Ruhe gab.

Sie holten die beiden mit dem Boot ein und brachten sie zum Strand zurück. Einige der Männer kümmerten sich um Klaus Tenbrinken und trugen ihn nach seiner Hütte. Aber um Hinnerk Ohlesen machten sie einen Bogen.

Denn der stand noch immer an dem Fleck, an dem ihm, an den Strand gekommen, Marthe Tenbrinken in die Arme gesprungen war. „Du Lieber!“ hatte sie nur gesagt, kein einziges Wort mehr.



Ein freudig überraschter Fahrgast.

Der zehnmillionste Fahrgast im Bremen-Newyork-Dienst des Norddeutschen Lloyds, der am Sonnabend in Bremerhaven die „Bremen“ bestieg, war ein amerikanischer Musikstudent aus Boston, der von Direktor Raven und Commodore Ziegenbein begrüßt wurde. Dem völlig überraschten Amerikaner wurde eine Ehrenkarte für eine Freifahrt von Amerika nach Deutschland und zurück übergeben.

Wirtschaftskonferenz der Diebe.

In den letzten Tagen seit Beginn der Weltwirtschaftskonferenz sind besonders viele geschickt angelegte Diebstähle in den englischen und den großen internationalen Zügen, die London berühren, passiert, Juwelen und Banknoten für mehrere tausend Pfund sind schon abhanden gekommen, ohne daß die Polizei irgend eine Spur der Diebe entdecken konnte. Regelmäßig fanden sich die ausgeraubten Taschen oder Gepäckstücke nach einiger Zeit leer in einem anderen Abteil des Zuges wieder. Die Diebe müssen sich als harmlose Reisende stets in den Zügen aufhalten, ihre Beobachtungen machen und dann in einem unbewachten Moment die Gepäckstücke der vorher genau beobachteten Opfer mitnehmen und in einem anderen Abteil die Beute erst untersuchen. Die Londoner Polizei vermutet nun sehr scharfsinnig, daß anläßlich der Wirtschaftskonferenz, die einen gewaltigen Reisezustrom nach sich zieht, auch eine internationale Eisenbahnräuberbande sich nach England begeben hat, um aus der Konferenz ihren Nutzen zu ziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg